

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 66 (1961-1962)
Heft: 4

Artikel: Goethe in unserem Alltag
Autor: Attenhofer, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-317034>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Goethe in unserem Alltag

Von Adolf Attenhofer

Gerne bringen wir in der ersten Nummer zu Beginn des neuen Jahres den Vortrag «*Goethe im Alltag*» von Adolf Attenhofer, dessen Todestag sich 1960 zum zehnten Male gefährdet hat. Der Verfasser wirkte als Professor an der Kantonschule Chur, seine literarischen Vorträge sind unvergessen und auch als Lyriker war Prof. Attenhofer bekannt.

Ob das, was ich hier bieten kann, «Betrachtung» genannt werden kann oder «Plauderei», am Ende gar «Erbauungsstunde», kümmert mich nicht. Hier gilt ein tiefes und darum viel mißbrauchtes Goethe-Wort: «Name ist Schall und Rauch.» «Umnebelnd Himmelsglut», fährt Goethe fort. Auf «Himmelsglut» freilich mag und kann ich keinen Anspruch machen. Zwar sollen Sie vor allem von Goethe selbst, ich meine von und aus seinen Werken, möglichst viel hören. Ein Dichter ist ja nicht dazu da, daß man möglichst viel über ihn spreche, und wäre es auch in den höchsten, lobenden Tönen, sondern daß man ihn lese und irgendwie Geist von seinem Geist zu werden suche. «Wir wollen weniger erhoben und fleißiger gelesen sein», meint ja schon Lessing. Es handelt sich für mich ja nicht um eine wissenschaftliche Darstellung des Lebens, das am 28. August 1749 in Frankfurt am Main seinen Anfang nahm und am 22. März 1832 durch den Tod ins große Unbekannte einging. Es handelt sich auch nicht um ein philosophisches Ergrübeln und Zergrübeln des Goetheschen Denkens, sondern eben um das Leben, die Lebensnotwendigkeit in unserem Alltag. Ein Schreibender aber, der nicht imstande ist, unseren Alltag zu begleiten, ihm Freude, Trost, Schönheit und höhere Weihe zu geben, mag ein Schriftsteller, ein Literat, vielleicht eine Fundgrube für literarische Genüßlinge sein, einen «Dichter» würde ich ihn nicht nennen. Und gerade, was unsern Alltag zu bereichern, in eine höhere Seinswelt zu heben vermag, ist vielleicht das Tiefste und Letzte, was ein Dichter geben kann. Taucht es doch zu gegebener Zeit immer wieder auf, enthüllt neue Seiten und damit neue Wirkungskraft.

Ein Dichter ist vieles. Man kann über das Wesen des Dichters Bände schreiben. Sie sind alle verschieden und können doch alle richtig sein. Denn ein Dichter ist in erster Linie ein «Mensch» im unerschöpflichen Vollsinn des Wortes. Ein römischer Dichter des Altertums läßt eine seiner Gestalten sprechen: «Ich bin ein Mensch; nichts Menschliches soll mir fremd sein.» Das ist der Dichter, dem nichts Menschliches fremd ist. Und was wäre uns Menschen mehr gemeinsam als die Notwendigkeit des Kampfes, der ja nicht immer nur ein «Kampf ums Dasein» im Sinne des großen englischen Naturforschers Darwin ist. «Mensch sein heißt ein Kämpfer sein», hat Goethe in seinem «West-östlichen Diwan» geschrieben.

Macht nicht so viel Federlesen!
Setzt auf meinen Leichenstein:
Dieser ist ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein.

Kämpfer aber sind wir alle, soweit wir wahrhaft Menschen sind. Wir dürfen nur nie vergessen, daß durchaus nicht alle zweibeinigen, ungefiederten Wesen auch wahrhaft Menschen sind.

Sicherlich, wenn wir das Leben Goethes mit dem Schillers vergleichen, fällt uns sofort auf, wie angenehm die äußeren Verhältnisse des älteren Dichters waren, verglichen mit denen des zehn Jahre jüngeren Freundes. Aber Goethe weiß,

warum er sagt, wenn er sein Leben überblicke, sei es eigentlich nur eine Reihe von wenigen glücklichen Tagen gewesen. Ist doch seine sonst so schöne Jugend schon voll von bitteren Erfahrungen: geistige Konflikte mit dem strengen, pedantisch-vornehmen Vater; dieser durch seine Starrheit in politischen Fragen einmal in Todesgefahr; ein rührendes, tief ergreifendes, in seinem Ausgang überaus bitteres Liebeserleben; Krankheit, die den Jüngling an den Rand des Grabs führt; das Studium eines ungeliebten Fachs — Goethe war Jurist; erschütternde Liebeserlebnisse des jungen Dichters in Leipzig, Wetzlar und Straßburg, aber nie ein simples Sichgehenlassen, immer ein Fruchtbarwerden in unvergänglichen Dichtungen. Mit dem Bittersten, was auf dem Menschen lasten kann, mit der Sorge, war Goethe immer vertraut, wenn es auch keine Geldsorgen waren. Am Hang des Ettersberges bei Weimar schrieb Goethe am 12. Februar 1776 das in jeder Hinsicht unübertrefflich schöne Gedicht

Wandrers Nachtlied

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

(Fest-Ausgabe 1, 52)

Also mit 27 Jahren, ein Mann in den besten Jahren, in angesehenster Stellung, getragen von der Bewunderung der Zeitgenossen. Und vier Jahre später schreibt er auf die rohe Bretterwand einer kleinen Jagdhütte das ebenso tiefe, ebenso leidvolle und durch seine Klang- und Formschönheit alles Leid verklärende Lied:

Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhestdu auch.

(Fest-Ausgabe 1, 53)

Das ist der sogenannte «glückliche» Goethe! Das aber sind auch Dichtungen, die unsern Alltag reich machen, ihm Weihe und Stille geben können. Gerade das ist das Große und Wunderbare echter Dichtung, daß es nie sogenannte heitere oder gar lustige Dichtungen sind, die uns über das Leid hinweghelfen, sondern Formvollendungen, die selbst aus dem Leid geboren sind. «Trost in Tränen» betitelt Goethe ein Gedicht in tiefster Wahrheit; denn nur Mitschwingen im Rhythmus fremden Leides löst eigenes Leid, nicht Fröhlichkeitsgedudel und Klingklang voll innerer Leere.

Wie kommt's daß du so traurig bist,
Da alles froh erscheint?
Man sieht dir's an den Augen an,
Gewiß, du hast geweint.

Und hab ich einsam auch geweint,
so ist's mein eig'ner Schmerz,
Und Tränen fließen gar so süß,
Erleichtern mir das Herz.

(Fest-Ausgabe 1, 46)

Das Gedicht «Über allen Gipfeln ist Ruh» hat übrigens ein ergreifendes Nachspiel. 1780 hat Goethe die goldenen Zeilen auf das rohe Wandbrett geschrieben. Nach fünfzig Jahren kam er wieder in die Gegend. Dann fragte er, ob man nicht bequem zu Wagen auf den Kickelhahn — dort stand die Jagdhütte — fahren könne. Man fuhr hinauf. Und nun lassen wir den Berichterstatter selbst sprechen, weil uns kaum etwas den schlichten Menschen Goethe so nahe bringen kann, wie diese Szene:

«Ganz bequem waren wir so bis auf den höchsten Punkt des Kickelhahns gelangt, als er aussieg, sich erst an der kostbaren Aussicht auf dem Rondel ergötzte, dann über die herrliche Waldung freute und dabei ausrief: „Ach! Hätte doch dieses Schöne mein guter Großherzog Karl August noch einmal sehen können!“ Hierauf fragte er: „Das kleine Waldhaus muß hier in der Nähe sein? Ich kann zu Fuß dahin gehen und die Chaise soll hier so lange warten, bis wir zurückkommen.“ Wirklich schritt er rüstig durch die auf der Kuppe des Berges ziemlich hoch stehenden Heidelbeersträuche hindurch, bis zu dem wohlbekannten zweistöckigen Jagdhause, welches aus Zimmerholz und Bretterbeschlag besteht. Eine steile Treppe führt in den oberen Teil desselben. Ich erbot mich, ihn zu führen; er aber lehnte es mit jugendlicher Munterkeit ab, ob er gleich tags darauf seinen 82. Geburtstag feierte, mit den Worten: „Glauben Sie ja nicht, daß ich die Treppe nicht steigen könnte; das geht mit mir noch recht sehr gut.“ Beim Eintritt in das obere Zimmer sagte er: „Ich habe in früherer Zeit in dieser Stube mit meinem Bedienten im Sommer acht Tage gewohnt und damals einen kleinen Vers hier an die Wand geschrieben. Wohl möchte ich diesen Vers nachmals sehen, und, wenn der Tag darunter bemerkt ist, an welchem es geschehen, so haben Sie die Güte, mir solchen aufzuzeichnen.“ Sogleich führte ich ihn an das südliche Fenster der Stube, an welchem links mit Bleistift geschrieben steht:

Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch!
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

D. 7. September 1780

Goethe überlas diese wenigen Verse, und Tränen flossen über seine Wangen. Ganz langsam zog er sein schneeweißes Taschentuch aus seinem dunkelbraunen Tuchrock, trocknete sich die Tränen und sprach in sanftem, wehmütigem Ton: „Ja, warte nur, balde ruhest du auch!“ schwieg eine halbe Minute, sah nochmals durch das Fenster in den düsteren Fichtenwald und wendete sich darauf zu mir mit den Worten: „Nun wollen wir wieder gehen.“

(Ameling, «Goethe als Persönlichkeit»)

Ja, Goethe waren Sorge, Leid und Kummer tief vertraute Begleiter seines Lebens. November 1788 bringt die schönen Verse:

Weichet, Sorgen von mir! –
Doch ach! den sterblichen Menschen
Läßt die Sorge nicht los, eh ihn das Leben verläßt.

(Prop. 6)

Nun mag man bemerken, wie es auch stimmt, es handle sich in diesem Vers ja nur um Liebessorgen, aber dann ist das Wörtchen «nur» höchstens und auch nicht

immer beim Durchschnittsmenschen am Platz. Für einen wahren Menschen liegt auch da eine Welt von Leid versenkt. Doch auch noch in dem gewaltigen Alterswerk Goethes, mit dem sein Leben abschließt, im II. Faust, steigt das unheimlich drohende Wort wieder auf. Vier graue Weiber erscheinen: Mangel, Schuld, Sorge, Not.

Die Tür ist verschlossen, wir können nicht ein,
Drin wohnet ein Reicher, wir mögen nicht rein.

Die Sorge aber spricht:

Ihr Schwestern, ihr könnt nicht und dürft nicht hinein.
Die Sorge, sie schleicht sich durchs Schlüsselloch ein.

Das mächtige Gespräch zwischen Faust und der unabweisbaren Sorge mögen Sie am gegebenen Ort selbst nachlesen. Aber Goethe war nie ein Kopfhänger, wenn auch oft ein vom Schmerz geschüttelter Mensch. Wenn wir nur daran denken, daß sie alle vor ihm dahingegangen, die er geliebt — und so zu lieben, wie es der Geistestiefe und Geisteswelt eines Goethe vergönnt war, vermögen wohl wenige —: seine Frau Christiane, sein unglücklicher Sohn August, sein Herzog, in dessen Dienst er wohl vierzig Jahre die ganze Kraft aufgeboten hatte, und wohl vor allem Schiller, mit dem sich das Verhältnis zu einer wundervollen, fruchtbaren Freundschaft entwickelt hatte. Von Goethes Verhalten bei Schillers Tod zu lesen, hat für mich immer etwas Ergreifendes. Am 29. April 1805 hatten sich die Freunde noch gesehen. Keiner ahnte, daß es die letzte Begegnung sein sollte. Am 9. Mai starb Schiller. Niemand wagte es, Goethe, der selbst krank war, die Nachricht zu bringen. Der Schweizer Maler Heinrich Meyer, der bei Goethe war, wurde herausgerufen, brachte es aber nicht über sich, zurückzukehren. Der Kranke merkte die herrschende Verwirrung und sagte: «Ich merke schon, Schiller muß sehr krank sein.» Offenbar ahnte er das Schlimmste, hörte man ihn doch in der Nacht weinen. Am Morgen sagte er zu seiner Freundin: «Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank?» Die Freundin bricht in Tränen aus. Da fragt Goethe heftig: «Er ist tot?» — «Sie haben es gesagt», ist die Antwort. «Er ist tot», sagt Goethe und schlägt die Hände vor das Gesicht. Ein alter Mann, der weint, ist etwas Herzbewegendes, und erst ein Mann wie Goethe! Ihm saßen die Tränen nicht locker. Was für eine Erfahrung, was für eine Leidensfähigkeit muß ein Mann gehabt haben, der das ins Herz schneidende «*Harfnerlied*» geschrieben.

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

(Fest-Ausgabe 1, 274)

Doch kehren wir zu Goethes jüngern Jahren zurück. Auch er hatte seine Sturm- und Drangzeit. Aber es war nicht wie bei den Jünglingen unserer Zeit hohles, aufgeblasenes Getue, es war Leistung. Dieser Zeit verdanken wir den «Götz» und den

«Werther». Sturm und Drang, sicher, aber welche Tiefe, freilich nur dem geübten Ohr erfaßbar, welche Abgeklärtheit ist doch schon in den beiden Werken! Der Gefahren des Genietums und Geniegetues war sich Goethe früh bewußt. 1797 schreibt er:

Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft; dieses verachtet den Zaum.

(Fest-Ausgabe 1, 202)

Und wie hat sich Goethe aus den Gefahren des Genie- und Originaldrangs herausgerungen! Da gebe ich Ihnen ein Gedicht mit, das es wohl wert ist, auch in unsern Zeiten gewürdigt zu werden. Goethe hat seine Kunst, wie jeder echt Künstler, unheimlich ernst genommen, im Sinne einer Verpflichtung zur klaren Selbstkritik. So hat ihn denn auch die Menge derer geärgert, die sich zum Dichter berufen fühlten und dabei alles eher als auserwählt waren. Diesen Auch-Dichtern, mögen sie auch in den heutigen Tagen leben, wo ihre Zahl unüberblickbar geworden ist, gilt das entrüstete Wort:

Jung und Alte, Groß und Klein, häßliches Gelichter!
Niemand will ein Schuster sein, jedermann ein Dichter.

(Prop. 27, p. 19)

Die größte Abneigung empfindet Goethe gegen eine Unart, die nicht zuletzt auch unsere Zeit verseucht, die Sucht, um jeden Preis originell zu sein, wäre es auch auf Kosten des Geschmacks und vor allem der Klarheit. Nicht umsonst hat er das Wort geprägt: «Wir bekennen uns zu dem Geschlecht, das aus dem Dunkeln ins Helle strebt.» Und jetzt das Albumblatt, das er «*den Originalen*» stiftet:

Ein Quidam sagt: «Ich bin von keiner Schule!
Kein Meister lebt, mit dem ich buhle;
Auch bin ich weit davon entfernt,
Daß ich von Toten was gelernt.»
Das heißt, wenn ich ihn recht verstand:
«Ich bin ein Narr auf eig'ne Hand.»

(Fest-Ausgabe, 2, 73)

Doch wer war originaler als Goethe? Und hat nicht gerade er das stolze Wort geschrieben:

Volk und Knecht und Überwinder
Sie gestehn, zu jeder Zeit:
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.

Jedes Leben sei zu führen,
Wenn man sich nicht selbst vermißt;
Alles könne man verlieren,
Wenn man bliebe, was man ist.

(«Diwan», Fest-Ausgabe 3, p. 86)

Daß es sich da aber nicht um eitle Originalitätsnarrheit, um sture Selbstbesessenheit handeln kann, zeigt das tiefe Wort:

Und so lang du dies nicht hast,
Dieses: stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

(«Diwan», Fest-Ausgabe 4, 33)

Und noch mächtiger, stolz bescheiden, klingt es aus den wie erhabene Musik hinauschen den Versen der am 8. August 1784 entstandenen «*Zueignung*»; da spricht die Göttin, die dem Dichter erscheint, von der er in einem Anflug leichter Persönlichkeitsüberhebung sagt:

Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich dich kenne, bin ich fast allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verschließen.

(Fest-Ausgabe 1, 2)

Nun aber die Antwort der Göttin:

Sie lächelte, sie sprach: «Du siehst, wie klug,
Wie nötig war's, euch wenig zu enthüllen!
Kaum bist du sicher vor dem gröbsten Trug,
Kaum bist du Herr vom ersten Kinderwillen,
So glaubst du dich schon Übermensch genug,
Versäumst, die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wieviel bist du von andern unterschieden?
Erkenne dich, leb mit der Welt in Frieden!»

Bei allem Selbstgefühl — von Goethe haben wir ja den viel mißverstandenen und noch mehr mißbrauchten Satz: «Nur die Lumpen sind bescheiden»; man vergißt, daß der Vers folgt: «Brave freuen sich der Tat», und daß der Anfang lautet:

Frisch! der Wein soll reichlich fließen!
Nichts Verdrießlichs weh uns an!
Sage, willst du mitgenießen,
Hast du deine Pflicht getan?

(Fest-Ausgabe 1, 74 ff.)

Nochmals: bei allem Bewußtsein seiner Originalität, seines Persönlichkeitswertes, war Goethe nichts weniger als eingebildet. Bekannt ist ja das feine, kluge Gedicht über seine eigene Originalität:

Vom Vater hab ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zum fabulieren.
Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder,
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Komplex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

(Fest-Ausgabe 2, 250)

Ins gleiche Kapitel hinein gehört auch der Spruch «Gesellschaft»:

Aus einer großen Gesellschaft heraus
Ging einst ein stiller Gelehrter nach Haus.
Man fragte: «Wie seid Ihr zufrieden gewesen?»
— «Wären's Bücher», sagte er, «ich würd' sie nicht lesen.»

Wie anspruchslos ist man heute in bezug auf Gesellschaft wie auf Bücher geworden! Und immer ist es natürlich gute Gesellschaft und sind es gute Bücher, ohne daß man sich klar macht, daß auf diesen beiden Gebieten eigentlich nur das Beste gut genug sein dürfte. Also auch ein Spruch für den Alltag.

Mit Recht sagt Robert Petsch, einer der bedeutendsten Goethe-Forscher, daß Goethe der Umgang mit Kindern und mit einfachen Leuten am leichtesten geworden sei. So wollen wir auch da ein paar Früchte für unsren Alltag zu pflücken suchen. Wer kennt nicht den «Getreuen Eckart» (Fest-Ausgabe 1, 113) oder die «Wandelnde Glocke» (Fest-Ausgabe 1, 112), die heute noch warm zu Kinderherzen sprechen. Aber ich denke nicht zuletzt an ein anderes Gedicht, an «Epiphanias», also ein Gedicht zum Dreikönigstag, das sich so prächtig zur Aufführung mit verteilten Rollen in der Weihnachtszeit eignen würde (Fest-Ausgabe 1, 80 f.). Aber Goethe hat sich auch sehr ernsthaft mit Erziehungsfragen beschäftigt. Ich erinnere nur an seinen prächtigen Ausspruch, der eigentlich den Anfang und die Wurzel aller Erziehungsmöglichkeit bedeutet, wie die moderne Vererbungslehre immer mehr nachweist:

Man könnt' erzogene Kinder gebären,
Wenn die Eltern erzogen wären.

(Fest-Ausgabe 2, 227)

Wie wenig aber Goethe mit der modernen Unart einverstanden gewesen wäre, daß man Kinder und Halbwüchsige schon als «Künstler» auftreten läßt, zeigt uns eine kleine Begebenheit aus seinem Leben:

«Wo fröhreife Kinder gleichsam als Puppen vorgeführt wurden, konnte er sie mit Hefthigkeit ablehnen; das mußte auch Karoline von Humboldt erfahren, als sie ihr Töchterlein in Goethes Gegenwart Schillersche Verse hersagen ließ. „Welche Unverschämtheit!“ rief Goethe nachher; „wäre dieser kleine Balg nicht wert, daß man ihm die Rute applizierte? Stellt sie sich so keck vor mich hin und deklamiert mir diese Geschichten vor!“ Es war der Widerwille des Mannes, der in allem das Unmittelbare und Naturgemäße suchte, gegen die gesellschaftliche Gespreiztheit und Ziererei.»

(Fest-Ausgabe 1, 65)

Ausführlicher auf pädagogische Probleme eingetreten ist Goethe erst in seinem hohen Alter, in seinem Roman «Wilhelm Meisters Wanderjahre», der 1829, drei Jahre vor dem Tode des Dichters, erschienen ist. Doch vorher haben wir etwas nachzuholen. 1786 bis 1788 machte Goethe eine Reise nach Italien. Sicherlich können wir trotz der fluchtartigen Abreise nicht von einem «Bruch» mit der Vergangenheit sprechen. Aber ebenso sicher ist es, daß Goethe unter dem Einfluß der neuen Welt zu einem neuen Anfang seines Lebens gelangt, in eine neue Welt hineinwächst, die man wohl als die des «klassischen» Goethe bezeichnen mag. Da konnten die schon früher geschriebenen Verse in ihm wieder aufklingen:

Schaff, das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende!

Seine «Iphigenie» hat er schon 1779 geschrieben, aber noch in Prosa. Aus Italien bringt er sie in der herrlichen, uns allen vertrauten Form zurück. Aber auch am «Faust» hat Goethe in Italien gearbeitet; der «Egmont» ist vollendet worden, und der «Tasso» hat die entscheidende Gestalt erhalten. Was Goethe gefunden, ist das Maß, die Klarheit und jenes Ideal, das wir wohl mit dem Fremdwort «Humanismus»

bezeichnen dürfen, und das vielleicht am tiefsten ausgesprochen ist in der Widmung der «Iphigenie» an den Schauspieler Krüger am 31. März 1827:

Was der Dichter diesem Bande
Glaubend, hoffend anvertraut,
Werd' im Kreise deutscher Lande
Durch des Künstlers Wirken laut.
So im Handlen, so im Sprechen
Liebevoll verkünd' es weit:
Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.»

(Fest-Ausgabe 2, 409)

Wohl wird auch jetzt noch die irdische Einzelliebe, die ihn so oft bis ins Innerste durchwühlt, den Dichter nicht verlassen, ja in seinem höchsten Alter wird sie ihn heimsuchen, aber nicht mehr nur als wilde Leidenschaft, sondern als eine herrlich ewige Macht, die seinen Geist im Grunde über alles Irdische hinausträgt ins Allgemeine, Göttlich-Menschliche und hinein in das, wovon wir noch hören werden, in die: Entzagung. Das Ergebnis aber dieser letzten Liebe des 74jährigen zu der 19jährigen Ulrike von Levetzow ist die sogenannte «Marienbader Elegie», eines der wundervollsten Gedichte Goethes, dem er nicht umsonst ein Wort aus seinem «Tasso» als Motto vorgesetzt: «Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide.» In dieser Elegie finden sich auch jene erhabenen Verse, die uns vom Wesen des alten Goethe tiefsten Aufschluß geben:

In unsers Busen Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Entrüstelnd sich dem ewig Ungenannten;
Wir heißen: fromm sein!

Aber da sind wir schon beim Goethe seines Lebensabends und kehren zurück zu dem Goethe, der die Früchte erntet, die seine Italienfahrt gezeitigt. Jetzt wird er auch der mustergültige Staatsdiener in seinem Ministeramt, das man im Glanze seiner Pflichttreue viel zu wenig zu würdigen pflegt. Er hat gelebt nach seinem eigenen schönen Wort:

Und nun sei ein heiliges Vermächtnis
Brüderlichem Wollen und Gedächtnis:
Schweren Dienstes tägliche Bewahrung;
Sonst bedarf es keiner Offenbarung.

Das schwere, große, edle Wort «*Pflicht*» ersteht vor uns. Was aber ist «*Pflicht*»? «Die Forderung des Tages!» antwortet Goethe in erhabener Wucht. Wo aber findet man «*Pflicht*»? «Wo man liebt, was man sich selbst befiehlt.» Das bloße Erfüllen eines Muß genügt also nicht. Und wenn die Pflicht getan ist, bleibt immer noch ein Rest: «Erfüllte Pflicht empfindet sich immer noch als Schuld, weil man sich nie ganz genug getan.» Das sind nun schon Altersworte Goethes. In lächelnder Wehmut, wie sie aus dem ergebenen Worte spricht:

Noch ist es Tag, da röhre sich der Mann!
Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann.

und aus dem andern:

Der Mensch erfährt, — er sei auch wer er mag, —
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

empfand er die wachsende Last der Jahre, und im Alter werden wir uns gern in unserm Alltag, der dem Letzten immer nähergleitet, von den anmutig-schwer-mütigen Versen begleiten lassen:

Die Jahre

Die Jahre sind allerliebste Leut:
Sie brachten gestern, sie bringen heut,
Und so verbringen wir Jüngern eben
Das allerliebste Schlaraffenleben.
Und dann fällt's den Jahren auf einmal ein,
Nicht mehr wie sonst bequem zu sein;
Wollen nicht mehr schenken, wollen nicht mehr borgen,
Sie nehmen heute, sie nehmen morgen.

(Fest-Ausgabe 2, 77)

und

Das Alter

Das Alter ist ein höflicher Mann:
Einmal übers andre klopft er an,
Aber nun sagt niemand: Herein!
Und vor der Türe will er nicht sein.
Da klinkt er auf, tritt ein so schnell,
Und nun heißt's, er sei ein grober Gesell.

(Fest-Ausgabe 2, 78)

Das eigentliche Alterswerk Goethes ist das schon genannte «*Wilhelm Meisters Wanderjahre*», und dessen Untertitel lautet: «Die Entzagenden». Es ist ein Erziehungswerk im höchsten Sinne des Wortes, und das letzte Ziel der Erziehung ist Ehrfurcht, Ehrfurcht vor dem über uns, dem unter uns, Ehrfurcht vor dem uns gleichen. Nur so kann der Mensch ein echtes Glied der menschlichen Gemeinschaft werden, und das ist eben das letzte Ziel aller Erziehung. Dies Ziel zu erreichen, muß aber jeder irgendwie entsagen. Sittliche Besonnenheit und Mäßigung, darin besteht die Entzagung. Die tiefste Grundlage aber ist wieder die Humanitätsidee. Hier sei noch das tiefe Wort vom Schluß des «Faust» eingefügt: «Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.» — Wie aber sieht nun Goethe das Leben als Ganzes an, welche Stellung nimmt er zu ihm ein? Zwischen 1820 und 1824 hat Goethe in seinen «*Zahmen Xenien*» geschrieben:

Von heiligen Männern und von weisen
Ließ ich mich recht gern unterweisen;
Aber es müßte kurz geschehn,
Langes Reden will mir nicht anstehn.
Wornach soll man am Ende trachten?
Die Welt zu kennen und sie nicht verachten.

(Prop.-Ausgabe 29, 24)

Zum 25. Oktober finden wir:

Willst du dir ein gut Leben zimmern,
Mußt ums Vergang'ne dich nicht bekümmern,
Und wäre dir auch was verloren.
Erweise dich wie neu geboren;
Was jeder Tag will, sollst du fragen,
Was jeder Tag will, wird er sagen;

Mußt dich an eigenem Tun ergötzen,
Was andre tun, das wirst du schätzen;
Besonders keinen Menschen hassen.
Und das übrige Gott überlassen.

(Fest-Ausgabe 2, 413)

Da treffen wir auf den Namen «Gott», der für Goethe immer das denkbar Höchste bezeichnete. Am wunderbarsten aber gibt er seinem Empfinden des Göttlichen Ausdruck in dem Gedicht:

Wenn im Unendlichen dasselbe
Sich wiederholend ewig fließt,
Das tausendfältige Gewölbe
Sich kräftig ineinander schließt;
Strömt Lebenslust aus allen Dingen,
Dem kleinsten wie dem größten Stern,
Und alles Drängen, alles Ringen
Ist ewige Ruh in Gott dem Herrn.

(Fest-Ausgabe 2, 248)

Das Gedicht hat für uns noch eine besondere Bedeutung, weil Gottfried Keller von ihm vielleicht die Anregung erhalten hat für seine goldklaren Ausführungen über die Stille des Weltenschöpfers im ersten Kapitel vom Band III des «Grünen Heinrich». Daß Goethe sich unter «Gott» etwas anderes denken mußte als die gang und gäbe Theologie, ist selbstverständlich. Daß ihm aber der Begriff des «Frommseins» nicht fehlte, haben wir ja schon gehört. Und diese Stimmung spricht ja auch aus dem gewaltigen Worte im «West-östlichen Diwan»:

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Okzident!
Nord- und südliches Gelände
Ruh im Frieden seiner Hände.

Widerwärtig war ihm nur jedes theoretisierende Gezänk um das für uns im Kern doch Unfaßbare herum. So bleibt für Goethe auch da wieder als Letztes die Ehrfurcht, die Entzagung und Demut in sich schließt. «Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren.»

Welch ungeheuren Weg hat das Goethesche Denken durchmessen seit dem Jahre 1767, da er eine Ode an seinen Freund Behrisch mit den Worten begann: «Sei gefühllos! Ein leichtbewegtes Herz ist ein elend Gut auf der wankenden Erde», bis zu den Versen, die wohl das schönste Bekenntnis des Dichters darstellen:

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Wesen
Die wir ahnen!
Sein Beispiel lehr uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Über Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen wie dem Besten
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg
Und ergreifen
Vorübereilend
Einen und den andern.

Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, eh'rnen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche:
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweißende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Täten im großen
Was der Beste im kleinen
Tut oder möchte.

Der edle Mensch
Sei hilfreich und gut!
Unermüdet schaff er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener gehahten Wesen!

(Prop.-Ausgabe 4, 202)

Fürwahr, vieles können wir dem ungeheuren Werk Goethes entnehmen, vieles, das wohl, unsern Alltag bereichernd, mit uns gehen dürfte! Aber auch das fordert Entzagung, nämlich, daß man dem Anspruch entsage, immer das Neueste zu kennen. Denn nur unter der Bedingung, daß man sich bescheide auf die Dauerwerte unserer Größten, können diese Werke unsern Alltag bereichern und in ihm wahrhaft wirksam werden. Diese Werte aber müssen durch ständiges Werben um sie errungen werden, und das ist nur möglich, wenn man auf vieles verzichtet, was man sonst so landläufig für zur «Bildung» notwendig hält.

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!

heißt es im «Faust», und das gilt auch für das herrliche Erbe, das uns in Goethes Werken überkommen ist. Möchte es immer mehr zum Gute unsere Alltags werden! Das wäre dann eine wahrhafte Goethe-Ehrung. Es wird erzählt, Goethes letztes Wort sei gewesen: «Mehr Licht!» In dieser Form ist das Wort unecht.

«Er starb den seligsten Tod, selbstbewußt, heiter, ohne Todesahnung bis zum letzten Hauch, ganz schmerzlos. Es war ein allmählich sanftes Sinken und Verlöschen der Lebensflamme, ohne Kampf. Licht war seine letzte Forderung; eine halbe Stunde vor dem Ende befahl er: „Die Fensterladen auf, damit mehr Licht eindringe.“»

(Amelung, «Goethe als Persönlichkeit», III)

So erzählt Goethes Freund, der Kanzler von Müller. Wir wollen uns an die Worte halten: «Licht war seine letzte Forderung.» Dieses Licht aber wollen wir auch in unserm Alltag leuchten lassen.